

JOSEF SVATOPLUK MACHAR

K. u. K. Kriminal

Erstdr. 1918

(Auszug)

[...] Und wir gehen zur Polizeidirektion. Ich schaue auf diese Maiensonne, die in den Gassen, auf den Dächern und den in der Luft bebenden Bäumen liegt, und ich denke und denke nach. Was haben sie gegen mich ... zwei Jahre ... Militärgericht ... die Familie ... die Freunde – aber es geschehe was immer: Das Stück nationaler Ehre, das ich jetzt trage, darf nicht beschmutzt werden.

Bei der Direktion müssen allerlei Formalitäten erledigt werden. Ein Akt oder dergleichen. Ich soll warten.

Man hat mir ein Zimmerchen angewiesen, wo irgendein dicker Mensch an einem Tische sitzt und mit einer sehr kreischenden Feder schreibt. Von Zeit zu Zeit bläst er von sich, denkt nach und schreibt weiter. Auch eine menschliche Maschine, fällt mir ein.

Nach einer Weile kommt ein Schutzmann herein: falls ich mittagessen wolle, werde er mir etwas holen. Vielleicht möchte ich mir die Speisekarte ansehen –

Ich sehe mir sie an.

Er bringt das Mittagmahl und ich lade den Dicken zur Teilnahme ein. Er lehnt nicht ab.

Und wieder kratzt seine Feder und die Zeit verfließt. Eine Stunde nach der andern. – Was haben sie gegen mich? – zwei Jahre – Militärgericht – Garnisonsgefängnis – die Familie – die Ehre meines Ich und der Nation – wie der Kerl faucht –

Ich stehe auf, durchwandere das Zimmer. Manchmal guckt jemand herein – vielleicht um sich zu überzeugen, ob ich noch da bin.

Der dicke Schreiber zieht den Rock an und empfiehlt sich mir. Die Maschine hat ihre tägliche Arbeit verrichtet und wird wieder Mensch sein.

Ich bin allein. Wie lange, weiß ich nicht. Selbst zu denken habe ich aufgehört.

Dann kommt ein Schutzmann, ich solle zum Herrn Oberkommissär kommen.

Sieh da, ein Bekannter ... Herr Kolbe hat mich damals zu ihm geführt.

Die Formalitäten wären erledigt. Der Detektiv könne mich übergeben.

Ich erwähne meine Wäsche.

Das sei Sache meines untersuchenden Militärauditors.

Gut. Wir gehen.

Draußen meint der Detektiv, ob ich mit der Tramway fahren wolle.

Nein, geh'n wir nur zu Fuß.

Wir gehen und ich verabschiede mich von der Sonne, der Freiheit, von Allem. Ich betrachte die Häuser, die Menschen, den Himmel, spähe, ob ich zuletzt noch irgendein bekanntes Gesicht erblicke und wer es sein wird. Ich begegne niemand.

Die Gassen brausen, die Tramway lärmt, Wagen, Automobile fahren hin und her – meine Freiheit, mein Leben, Gott befohlen!

Wir sind vor jenem bekannten Gebäude. Aber wir treten durch einen anderen Eingang ein. Statt des Portiers ist ein Feldwebel da. Der Detektiv zeigt ihm das Papier. Er läßt uns ein. Posten mit Bajonetten, graue Mauern, alles grau und grau.

Beim Oberstabsprofoßen übergibt mich der Detektiv. Irgendein verdrießlicher Feldwebel nimmt ihm die Papiere ab, verfaßt das Aufnahmeprotokoll, dann fordert mich der Profoß auf, meine Taschen zu leeren; Brieftasche, Uhr, Bleistift – man zählt das Geld ab und macht Eintragungen in das Protokoll. Ich unterschreibe.

Ein alter Zugsführer, einen Schlüsselbund hinterm Gürtel, führt mich ab. Er öffnet das Gitter, vor welchem Landstürmer mit Bajonetten stehen, führt durch graue und düstere Gänge, schließlich hält er vor Tür Nr. 60.

Er öffnet: „Herr Dušek, ein neuer Herr!“

Redakteur Dušek steht in der Tür und streckt mir beide Hände entgegen: „Ich habe Sie schon längst erwartet!“

„Ich danke Ihnen.“

VII.

Der erste Eindruck vom Inneren dieser Räumlichkeit ist: der schmutzige Wartesaal dritter Klasse irgendeines Provinzbahnhofes. Voll Menschen; sie sitzen, stehen, gehen herum, rauchen, manche sind ungeduldig, manche langweilen sich, manche blicken resigniert auf den Fußboden – der Zug hat einige, man weiß nicht wie viele Stunden, Tage, Wochen Verspätung, und die Zeit, die ver-

wünschte Zeit, schleppt sich niemals so träge dahin, als wenn man wartet.

Durch drei hoch angebrachte und vergitterte Fenster ist das Licht der Nachmittagssonne zu sehen. Hier herein dringt sie nicht, ihr Glanz liegt auf den Wänden und Fenstern des gegenüber befindlichen Gebäudes, jenes Gebäudes, wo ich im Dezember des verflossenen Jahres einen Tag als Zeuge im Prozeß Kramář und Genossen zugebracht habe. Was dort reflektiert wird, fällt hier herein und es ist dessen nicht viel. Die nüchterne Dämmerung eines verschlafenen Tages herrscht hier. Und es ist kühl hier wie in einem Keller an Sommertagen. In dem ganzen Raum sind nur zwei Militärbetten, zwei Tische, einige Bänke, an den Wänden sind ein paar Kasernen-Regale angebracht, jedes Gestell ist mit Koffern, Schachteln, Paketen, Kleidungsstücken, Blechschalen, Gläsern und Stücken Brot überladen, an den Haken hängen Mäntel und Handtücher, hoch oben an der Decke ist eine elektrische Lampe, in einer Ecke der Stube steht etwas, das einer Telephonzelle gleicht, allerdings im Stile des Wartesaales dritter Klasse, unterhalb der Fenster sind Strohsäcke gehäuft, drei Haufen zu sechs, sieben Stück – und das ist die ganze Einrichtung meiner neuen Behausung. Ein ärarisches Täfelchen an der Tür besagt, hier sei ein „Strenger Arrest für neun Mann“ – wir sind unser jetzt etwa zwanzig hier; in Friedenszeiten genügt diese Stube allerdings vollkommen für neun Verbrecher, jetzt aber ist Krieg, die Zeit des Sparens und der Entsagung, man muß sich zusammendrängen, so gut es eben geht.

Vorbereitet und gewappnet habe ich diesen Ort betreten, aber ich weiß nicht, wie mir ohne Freund Dušeks Gegenwart hier zumute wäre. Das Schicksal hat mich im Leben schon auf allerlei Arten umhergeworfen, bei jedem solchen Falle aus dem dritten Stock aufs Straßenpflaster bot sich durch Zufall irgendein Strohsack dar, den jemand trug und darauf ich fiel, aber daß ich im Zimmer Nr. 60 des Wiener Garnisonskriminalen gerade in Dušeks Arme fiel, war einer der glücklichsten Zufälle, die mir bei meinen kleinen Unglücksfällen zugestoßen sind. [...]

Wir sitzen zusammen auf dem Strohsack eines der Betten – es ist Dušeks Bett, welches ihm der Profoß, ein anständiger Deutscher, hereinstellen ließ, und plaudern. Dušek ist in alle Verhältnisse des Kriminallebens eingearbeitet, wie wenn er hier aufgewachsen wäre. Er kennt die Personalien und Verhältnisse sämtlicher Schließer und Eingeschlossenen, das ganze Haus besitzt für ihn weder Rätsel noch

Geheimnisse, er ist mit allen Verhältnissen des Lebens hier vertraut und weiht mich ein. Als Refrain kehrt die Frage wieder: weshalb ich eigentlich hier sei? Daß ich hier bin, darüber wundert er sich nicht – er hat mich mit absoluter Sicherheit schon seit jenem Dezembertag hier erwartet, wo ich im Kramářprozeß aussagte – aber was mag wohl der unmittelbare Grund sein? Wäre es eine politische Sache – so hätte man mich nicht zu ihm gesteckt, „Komplizen“ gibt man nicht zusammen; aus demselben Grunde ist es nichts, was mit dem „Čas“, mit Pastýř (so nannten wir den Professor Masaryk) zusammenhängt, außerdem hatte ich mich nicht mit Politik abgegeben, Verbindungen mit der Fremde konnte ich nicht haben – na, es ist sicher, daß sie etwas haben und es mir ehestens sagen werden, denn jeder Verhaftete muß innerhalb vierundzwanzig Stunden verhört werden –, „aber es ist gleichgültig, weshalb man Sie eingesperrt hat“, meint er, „bereiten Sie sich vor, den ganzen Krieg über hier zu bleiben und es ist gut, daß wir beisammen sind.“

Er erzählt mir von unseren Mitbewohnern. Es gibt hier Wiener, Italiener, Serben, Russen, Soldaten und Zivilisten, Arier, Juden, Rechtgläubige. Das Zimmer ist eine Art Durchgangsort, vier bis fünf bilden gleichsam den Stamm, die anderen kommen, verbringen hier ein paar Tage und übersiedeln in das erste oder zweite Stockwerk. Er selber gehört zum Stamm, er hält sich hier, so daß er am besten weiß, wer frisch ankommt. Ich werde Wäsche, Seife, eine Zahnbürste und einen Löffel brauchen. Das Essen ist hier ungenießbar, man muß sich beim Greißler Ersatz dafür kaufen und dazu braucht man Geld, viel Geld. Geld kann man bloß an die Kanzlei schicken, der Häftling darf keinen Kreuzer bei sich haben – in der Kanzlei wird alles verrechnet, die gekauften Sachen gibt der Profoß in unserem Erdgeschoß aus. Alles, was hier nicht erlaubt ist, wird allerdings doch durchgeführt: man liest Zeitungen, spielt Karten, jedermann hat sein Taschenmesser, Bleistift und Papier; rauchen darf man bloß Samstag nachmittags und Sonntag den ganzen Tag, aber man raucht, wie ich sehe, jeden Tag und von früh bis abends, ja selbst bei Nacht. Das in dem Zimmer befindliche Geld wird „schwarzes“ genannt – von Zeit zu Zeit kommt eine Durchsuchung, findet man es, dann lebewohl auf Nimmerwiedersehen, aber bis nun hat mans nur sehr selten gefunden. Ebenso Messer, Bleistifte, Zigarren, Papier. Das Zahlungsmittel unter den Häftlingen und Trinkgeld für allerlei Dienstleistungen sind Zigarren, für Zigarren bekommt man Zeitungen, Rum, Kognak, alles. Briefe

langen vom Untersuchungsauditor zensuriert hier ein, ebenso werden die Briefe gelesen, die der Insasse von hier absendet. Schreiben darf man nur am Sonntagvormittag unter Aufsicht des Beschließers, des Profoßen oder eines von diesem bestimmten Organs. Besuche dürfen nur mit Bewilligung des Untersuchungsauditors empfangen werden, welcher dabei anwesend ist, und da er ein Deutscher ist, muß deutsch gesprochen werden. Und da so ein Auditor oft nach Böhmen reist, entweder um zu verhören, oder um eine Hausdurchsuchung vorzunehmen, ist es ratsam für den Besucher, schriftlich um Bekanntgabe von Tag und Stunde des Empfanges anzusuchen – – –.

Der Beschließer öffnet die Tür – es ist der Zugsführer Sponner, von dem mir Dušek gesagt hat, er brülle, aber beiße nicht – und ruft meinen Namen. Zum Verhör.

Ich gehe.

VIII.

Ein Landstürmer vor mir, ein Landstürmer hinter mir – beide mit alten Werndlgewehren bewaffnet – schreiten wir ernst inmitten der Straße einher. Wir gehen aus der Blindengasse, der Gasse der Blinden, wo das Militärgericht amtiert, in die Tigergasse, die Gasse der Tiger, wo die Militäranwälte amtieren. Der Genius loci macht gern solche unwillkürliche Witze.

Die Sonne leuchtet noch. Aber es ist nicht mehr die Sonne, von der ich am Morgen Abschied genommen habe – es ist irgendeine fremde Sonne, die jemand statt unserer bekannten lieben Sonne am Himmel befestigt hat, und fremd ist auch ihr Licht und ihre Wärme. Selbst diese bekannten Gassen haben ein fremdes Aussehen, und die Leute, die vorübergehen, sind keine Wiener, sondern die Götter wissen, welcher Stadt zugehörig. Und schließlich: ich selber, bin ich es? Und ist dies alles nicht ein häßlicher Traum?

Zwei Fräulein stehen auf dem Trottoir und betrachten uns neugierig.

„Ein Spion“, meint die eine.

„Oder ein Hochverräter“, sagt die andere. Einen Augenblick lang flammt in ihren Äuglein patriotische Empörung auf, dann beginnen sie zu lachen.

Die Landstürmer marschieren militärisch: eins, zwei, eins, zwei – ein Schritt fünfundsiebzig Zentimeter, hundertzwanzig Schritte in

der Minute. Ich gehe mit winzigen Zivilschritten, was meinen Beschützer hinter mir wohl verwirren mag, denn er wechselt schon zu wiederholten Malen den Schritt und stampft auf, um mich in gleichen Takt zu bringen.

Die Tigergasse ist ein stilles Gäßchen im achten Bezirk. Zumeist noch alte, niedrige Häuschen, hin und wieder von einer neueren Zinskaserne überragt, Menschen eilen auf den Gehsteigen hin und her, schauen uns nach, auch aus geöffneten Fenstern trifft uns ein neugieriger, abschätzender Blick – ich schaue zurück, aber eigentlich sehe, fühle ich gar nichts. Die Seele ist gleichsam eingeschlafen. Gleichgültig ist mir alles, was war, was ist und was sein wird, für nichts habe ich Interesse und vollends nicht mehr für mein Schicksal. Ich bin nicht einmal mehr neugierig, was man gegen mich hat. Der Tag hat zu viele Eindrücke gebracht, es war nicht möglich, sie zu verdauen, und die Sinne sind abgestumpft. Nur ein Fetzen irgendeiner Wiener Melodie klingt mir hartnäckig in den Ohren und ist nicht loszukriegen.

Vor einer hohen Zinskaserne – sie hat ein Schild und trägt die Nr. 11 – hält mein Vordermann, der Landstürmer. Er liest die Aufschrift, vergleicht die Hausnummer mit dem, was auf dem Dienstzettel geschrieben steht, gibt uns ein Zeichen, daß wir an Ort und Stelle seien, und tritt ein.

Erster Stock – zweiter – dritter – an der Tür ein Schild: Oberleutnant-Auditor Dr. Frank – hier ist es. Ein Landstürmer ist hineingegangen, um mich anzumelden, der andere bewacht mich indessen in dem kleinen Vorzimmer.

Jener Fetzen der widerwärtigen Melodie klingt dauernd in den Ohren.

Der Landstürmer kehrt zurück und winkt mir einzutreten. Ein zweifenstriges Zimmer – am linken Fenster eine Schreibmaschine mit dem dazugehörigen Menschen – ferner zwei Tische – an dem einen ein nicht großer Offizier, irgendwie einen Eindruck von Sauberkeit hervorrufend, glatt rasiert, sorgfältig frisiert, mit kalten blauen Augen – Dr. Felix Frank, im Zivilleben Substitut des Wiener Oberstaatsanwalts, jetzt Oberleutnant-Auditor und Erforscher schuldbeladener tschechischer Nieren und Seelen.

Ich sage gleich: ganz gewiß war es für uns alle eine Erleichterung, daß die militärische Persekution nicht unsere Leute, tschechische Leute als Werkzeug verwendete. Ich kann sie mir absolut nicht in dieser Aufgabe vorstellen – als Schriftsteller besitze ich Sinn

für die Einheit des Stils, und diese wäre sicherlich stark geschädigt worden. Dr. Frank hatte die tschechischen Dinge und die tschechischen Leute vom Bukowinaer Doktor Preminger übernommen.

Er forderte mich auf, mich zu setzen – auch seine Stimme ist angenehm, rein, von metallischer Färbung.

Aus der Schublade zieht er einen Akt – meinen Akt – ich bemerke, daß auch seine Hände rein und gepflegt sind.

Und er fragt mich, ob ich gegen meine Verhaftung protestiere. Allerdings tue ich das.

Er macht mich darauf aufmerksam, daß dies eine Formalität sei, daß mein Protest nichts ändern, nur den Gang meiner Angelegenheit um einige Wochen in die Länge ziehen würde. Und er räte mir, nicht zu protestieren.

Gut, ich protestiere also nicht, aber einverstanden mit dem Kriminal sei ich auch nicht, was ich ihm bekanntgebe.

Er lächelt, zeigt zwei Reihen reiner, goldplombierter Zähne und diktiert dem Jüngling an der Schreibmaschine das Protokoll, daß ich nicht protestiere. Die Maschine klappert, das gelbliche Kommißpapier wächst, mit gleichmäßigen Zeilenreihen bedeckt, aus ihren Zähnen hervor.

Jetzt zieht er ein Buch aus der Schublade. Götter, mein Büchlein, meine Verse „Krûpěje“ (Tropfen)!

Ob ich ahne, warum ich verhaftet bin?

Nein.

Wegen vier Gedichte aus diesem Buche.

Ich sehe mit Blaustift angestrichen:

Zur Erinnerung an den 5. November 1908.

Krankenhaushumanität.

An M. U. Dr. Frant. Mesany.

Zwanzig Jahre.

Die gleichgültige Müdigkeit ist mit einem Schlage von mir gefallen. Wie denn, wirklich deswegen? Und in meiner ganzen literarischen Tätigkeit habt ihr nichts anderes gefunden, wie diese vier Lappalien? Sagen Sie mir, ist das möglich?

Ja, wegen dieser vier Gedichte.